



Freiheit, Gleichheit, Grundeinkommen

Götz Werner

Vortrag, auf der Herbsttagung 2009 der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft in Fuldata zum Thema „Arbeit – Faulheit – Grundeinkommen. Erstveröffentlichung in: *Fromm Forum* (deutsche Version), Tübingen (Selbstverlag), Nr. 14 / 2010, S. 63-71.

Copyright © 2010 by Professor Götz W. Werner, Universität Karlsruhe (TH), Interfakultatives Institut für Entrepreneurship, Engesserstraße Geb. 30.34, D-76131 Karlsruhe

Vielen Dank, dass ich die Ehre habe, bei der Erich-Fromm-Gesellschaft sprechen zu dürfen¹ – bzw. produktiv sein zu dürfen. Zwei Dinge müssen ja zusammenkommen: Produktivität und Empfänglichkeit. Ich rechne mit Ihrer Empfänglichkeit und Sie rechnen mit meiner Produktivität. Dies funktioniert nur in einem dialogischen Monolog, den ich in den nächsten fünf Viertelstunden halten darf – so groß ist mein Zeitfenster –, wenn ich bei meiner Produktivität empfänglich für Sie bin, und wenn Sie in Ihrer Empfänglichkeit produktiv sind. Dies ist, was schöpfungsgesetzmäßig auch aller Orten zu beobachten ist: Nur durch diese produktive Empfänglichkeit und diese empfangliche Produktivität ist die Menschheit überhaupt in der Lage, sich zu reproduzieren. Dies ist ein ganz basaler menschheitlicher Zusammenhang, auf dem unsere Schöpfung fußt und auf dem die gesamte menschliche Reproduktion und Entwicklung fußt, und natürlich auch unsere persönliche Entwicklung. Die Frage ist, ob wir mit dieser produktiven Empfänglichkeit, mit unseren Talenten bereit sind, uns in die Gesellschaft zu integrieren und die Gesellschaft mit gestalten zu wollen, und ob wir auch bereit sind, empfänglich zu sein für das, was andere für uns hervorbringen.

¹ Weitgehend wortgenaue Verschriftlichung eines frei gesprochenen Vortrags im Rahmen der Tagung der Internationalen Erich-Fromm-Gesellschaft zum Thema „Arbeit – Faulheit – Grundeinkommen“ in der Tagungsstätte Reinhardswaldschule in Fuldata bei Kassel am 19. September 2009. Editorische Ergänzungen sind in [eckige Klammern] gesetzt.

Aus meiner Lebenserfahrung ist mir deutlich geworden, dass es in der Polarität zwei „Sorten“ von Menschen gibt: Die einen wissen ganz genau, was andere tun sollen müssen und in ihrer Beurteilung dessen, was die anderen zu machen haben, sind sie sehr streng, während sie mit dem, was sie selbst machen, sehr gütig und nachsichtig sind. Und es gibt die andere „Sorte“ von Menschen, die sehr dynamisch und aktiv sind und mit ihrem Willen in der Gesellschaft wirken, aber überhaupt kein Verständnis dafür haben, wenn andere es nicht so machen wollen wie sie. Zwischen diesen beiden Äußerungen von Menschen sind wir in unserem Leben eingespannt. Beide gönnen uns nicht den Freiheitsraum, den wir brauchen.

Als Antipoden sind sie wie Danton und Robespierre. Dies waren die beiden, die sozusagen die Zielsetzung der Französischen Revolution mit Erfolg abgewürgt haben. Ihretwegen ist genau das nicht daraus entstanden, was hätte entstehen sollen.

Wir leben heute noch immer in der gefühlten Verpflichtung, die Ziele der Aufklärung wirklich zu verwirklichen und für den Einzelnen lebbar zu machen – und nicht nur als Überschriften zu pflegen oder sie auf unsere Münzen zu prägen. Dies ist auch der Grund, warum ich darum gebeten hatte, meinen Beitrag in Anlehnung an die Forderung der Französischen Revolution mit „Freiheit, Gleichheit, Grundeinkommen“ zu übertiteln. So wird das Motiv verständlich, dass ich behaupte: Ohne Grundeinkommen wird Brüderlichkeit für die einzelne Mitbürgerin und den



einzelnen Mitbürger nicht lebenspraktisch.

Bei der heutigen Veranstaltung wird sehr viel von Freiheit gesprochen. Ich würde gerne eine kleine Nuance richtig stellen, weil immer davon gesprochen wird, dass man Freiheit schenken könne: Freiheit kann man nicht schenken. Wie wollen Sie jemandem Freiheit schenken? Sie können nur behilflich sein, solche Rahmenbedingungen zu schaffen, dass der Einzelne sich die Freiheit nehmen kann, die er auf Grund seiner persönlichen Situation und aus seinem persönlichen Kontext heraus, in Anspruch nehmen will. Es geht also in der gesellschaftlichen Gestaltung darum, dass wir Freiheitsräume schaffen – Räume, in die der Einzelne sich dann hineinentwickeln kann oder aus denen er sich herausentwickeln kann, um so seine persönliche Biografie schreiben zu können. Denn darum geht es letzten Endes bei der Beurteilung einer Gesellschaft und bei der Frage nach der Gerechtigkeit einer Gesellschaft: Gerecht ist die Gesellschaft, die den einzelnen Individuen die Möglichkeiten eröffnet, dass sie ihren Entwicklungsweg gehen – dass sie sozusagen ihren biografischen Ariadnefaden finden, was der Grund dafür war, dass sie sich hier in dieser Gesellschaft inkarniert haben. Wenn wir dort leben, wo wir leben, wenn wir angetreten sind, um hier in unserem Leben Erfahrungen zu machen, dann machen wir dies, weil wir uns vorgeburtlich etwas vorgenommen haben. Wenn wir ein solches „Vorhaben“ nicht gehabt hätten, wären wir gar nicht auf die Welt gekommen. In der Familie, in der ich aufgewachsen bin, gab es viele Kinder. Meine Mutter hat immer ganz richtig gesagt: Man kann in der Wahl seiner Eltern nicht vorsichtig genug sein. Man kann sich immer fragen: Warum lebe ich in dieser Zeit, in dieser Welt, an diesem Ort mit diesem Menschen zusammen?

Wir kommen mit einer ganz klaren Vision auf die Welt, die dann ins Unterbewusste rutscht. Die Lebensaufgabe besteht deshalb darin, möglichst früh zu erkennen, dass es darauf ankommt, dass man diesen Faden, den man sich ausgelegt hat, diesen Ariadnefaden wieder findet. Bildung, Erziehung, die Fürsorge der Eltern, der Patenonkeln, der Patentanten und der Großeltern müssen sich an diesem Ziel ausrichten: Wie kann ich dem heranwachsenden Menschen helfen, dass er seinen Lebensfaden findet

und nicht meinen kritiklos adaptiert?

In dem Moment, in dem man dann von der Erziehungsphase in die Selbsterziehungsphase kommt, muss man sich fragen: Was ist denn jetzt meine Aufgabe? Dann wird es für viele spannend, und es ist bedauerlich, wenn man mit Menschen zu tun hat – und dies sind gar nicht so wenige –, die diese Aufgabe der Selbsterziehung noch gar nicht ins Visier genommen haben. Sie ist ihnen noch gar nicht bewusst geworden. Die nennt man dann die ewig Pubertierenden. Allerdings kann man dies bei sich selbst weniger gut beobachten. Bei den anderen lässt sich dies aber sehr gut beobachten. Deswegen ist es wichtig, dass wir in Gemeinschaften leben, um darin unsere Sozialfähigkeit, unsere Sozialkompetenzen hervorzubringen.

Als ich vor sechs Jahren den Lehrstuhl für Entrepreneurship der Universität Karlsruhe angetragen bekommen habe, habe ich mich gefragt, was denn „Unternehmertum“ für die Studierenden sei. Ich habe deshalb dem Lehrstuhl das Motto gegeben – ebenso der Überschrift über ein Curriculum, das über zwei Semester geht –: „Unternimm Dich selbst! Unternimm für andere!“ Und das heißt: „Unternimm die Zukunft!“ Aber es fängt immer bei einem selbst an. Es ist im Prinzip schon eine Ablenkung, wenn man sich immer wieder überlegt, was andere zu machen haben und dabei seine eigene Aufgabe aus den Augen verliert.

Ich sehe es als ein ganz großes tragisches Dilemma an, wenn man sich vehement für das einsetzt, was andere tun müssten, und sich zu wenig fragt: Was ist eigentlich meine Aufgabe? Man kann das schon am ganzen Wortschatz sehen. Es geht um das Abenteuer eines Unternehmers – ich habe das Überleben eines Unternehmens zu verantworten das, aus 20.000 Kolleginnen und Kollegen in Deutschland und insgesamt 32.000 in Europa besteht. Das „Man Sollte“ und „Man Müsste“ ist eine ständig gepflegte Floskel.

Ich erlebe bei der Behandlung der Frage des bedingungslosen Grundeinkommens oft, dass Menschen sagen: „Die anderen tun dann nichts mehr.“ Ich habe mir angewöhnt, immer sofort zu fragen: „Was machen Sie dann?“ Darauf hat noch nie einer gesagt: „Ich mach' dann nichts mehr.“ Aber man meint trotzdem, man müsste die anderen unter Druck setzen; denen muss



man ins Schienbein treten und Beine machen; die muss man wach treten, sonst kommen die morgens nicht aus dem Bett. Sie haben schön im Tagungsthema mit dem Begriff „Faulheit“ eingefangen. Es gibt ganz wenige Menschen, die sagen: „Ich bin faul.“ Und wenn sie es sagen, kokettieren sie meistens damit.

Daran ist mir deutlich geworden, dass es bei der Frage nach dem Grundeinkommen eigentlich nicht darum geht, wie wir Armut verhindern; es geht beim Grundeinkommen nicht um ein wirtschaftswissenschaftliches Problem, sondern um ein Kulturproblem, ein gesellschaftliches. Die Unart, dass sich viele Menschen dies gar nicht bewusst machen, dass sie zwei Menschenbilder in sich haben, nämlich eines von sich – sozusagen das edle – und eines von ihren Mitmenschen, bei dem man immer danach schaut, wo das Hinterteil ist, in das man reinzutreten habe, damit der andere sich in Bewegung setzt. Man könnte auch sagen: Es ist sehr verbreitet, dass die Menschen von sich das Bild eines Menschen als ergebnisoffenes Entwicklungs Wesen haben, eines sich selbst bestimmenden Wesens, das genau weiß, worauf es ankommt. Doch im Blick auf ihre Mitmenschen haben sie ein Tierbild, bei dem der Mensch ein determiniertes Reiz-Reaktionswesen ist. Dies wird auch so ernst genommen. Ich sage immer meinen Studierenden: Nehmen Sie doch eine x-beliebige Illustrierte, in der viel Werbung enthalten ist. Blättern Sie diese einmal durch und untersuchen Sie die Werbebotschaften, die wir so untereinander verbreiten, um zu merken, was da für ein Menschenbild dahinter steckt. Es stellt sich dann schnell heraus – Sie können es einmal ausprobieren –, dass 95 Prozent dieser Botschaften deutlich machen, dass wir dieses determinierte Reiz-Reaktionswesen im Auge haben, wenn wir uns werbend um es bemühen.

Es wurde gestern und heute schon viel vom Maximalkonsum gesprochen. Diesen Begriff „Maximalkonsum“ bei Erich Fromm kann ich eigentlich nur verstehen, wenn ich weiß, dass er in den Fünfziger und Sechziger Jahren in den USA gelebt hat. In Deutschland ist es nicht ganz so. Es gibt zum Beispiel in Deutschland im Unterschied zu Amerika, wo es eine starke Verschuldung der Haushalte gibt, nicht diese Armut. Man kann auch an der Entwicklung der vergangenen Jahre

sehen, dass die Identifikation über den Konsum bei uns nicht mehr die Bedeutung hat wie vielleicht in den Fünfziger und Sechziger Jahren. Auch sollte man den Konsum nicht nur in materieller Hinsicht sehen, im Physischen, man muss ihn auch im Geistigen sehen. Und hier sind wir sehr anfällig. Wenn Sie etwa an den Nationalsozialismus denken oder an den Stalinismus, oder wenn sie an Religionen und Ideologien denken – die bieten auch konsumfähiges Gut an, das die Menschen dann möglichst undifferenziert und uneigenständig adaptieren, so dass es zu Verhaltensweisen kommt, die vielleicht viel dramatischer, viel einschneidender und viel schicksalhafter werden können, als wenn sie nur zu viel Oetkers Pudding essen oder zu oft zu McDonalds gehen. Wobei ich dies natürlich auch nicht empfehle.

Ich meine nur, dass eine rein materielle Sicht des Konsums etwas zu kurz greift, wenn man die Dinge vom Gesamtmenschheitlichen her betrachtet. Die große Gefahr liegt darin, Dinge ungeprüft zu konsumieren oder aus Opportunismus heraus oder weil man dabei sein will. Diese Eigenart des Menschen ist meines Erachtens sehr problematisch für die einzelnen menschlichen Schicksale und ein Zeichen dafür, dass wir als Gemeinschaft die Aufgabe haben, diese Triebe, die im Menschen sind, zu ästhetisieren. Deswegen heißt es bei Schiller in seiner Abhandlung in Briefform: „Über die ästhetische Erziehung des Menschen.“ Wie können wir

die Menschen so ansprechen, dass sich die Dinge ästhetisieren. Das kann man eben nicht dadurch, dass man sie zu verregeln versucht mit Anweisungen und indem man Druck ausübt. Eine Ästhetisierung ist nur möglich, wenn man einen Sog erzeugt. Wenn Schiller sagt, der Mensch ist nur dann Mensch, wenn er anfängt zu spielen, dann lässt sich dies in der heutigen Sprache so sagen: Der Mensch wird nur dann Mensch, wenn er Initiative ergreift, wenn der Mensch mit seinem willensdurchglühten Denken in der Gesellschaft initiativ wird und mit seinen Talenten in der Gesellschaft wirksam wird

Nun haben Menschen unterschiedliche Talente – intellektuell, gesundheitlich, also physisch und psychisch oder materiell. Solange es Menschen gibt, werden sie unterschiedlich sein, übrigens auch in allen Gesellschaften, unabhängig



von deren Zielsetzungen. Die Frage ist nicht, warum der Einzelne solche Talente hat. Beim Jüngsten Gericht werden wir nicht gefragt: Warum hast Du so viele Talente gehabt? Sondern die Frage wird lauten: Was hast Du mit Deinen Talenten gemacht? Das ist doch die interessante Frage – und nicht die gesellschaftliche Diskussion über die Talente, die die anderen haben und ich nicht. Es wäre viel interessanter und origineller zu hören, was die Einzelnen mit ihren Talenten machen.

Wenn wir dies auf die materielle Ebene übertragen, dann haben wir die Reichendiskussion, obwohl es eigentlich die Aufgabe der Gesellschaft ist, sich um die Armen zu kümmern. Um die Reichen kümmert sich der liebe Gott. Wer die Bibel kennt, der weiß, wie das mit dem Kamel und dem Nadelöhr ist: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass eine Reicher in den Himmel eingeht. Also brauchen wir uns keine Sorgen um die Reichen zu machen. Wir müssen uns Sorgen machen um die Armen, wie dies gestern schön im Film zu sehen war, um den Bruder und die Schwester, die Papierkörbe abklappern, um zu schauen, ob noch etwas Essbares drinnen ist. Dies ist unser Problem.

Man kann sich fragen, ob wir *wirklich* das Armutsproblem haben müssen. Sind wir nicht in einer gesellschaftlichen Situation, in der wir uns fragen müssten: „Müssen wir uns eigentlich Armut leisten?“ Vor einhundert Jahren hatten wir keine Wahl. Wenn die Ernte knapp ausfiel oder die Mäuse die Ernte aufgefressen hatten, dann gab es in der Familie nichts mehr zu essen. Man hat dann geschaut, dass man die Stärkeren durchbringt und in Kauf genommen, dass die Schwächeren hungern. Dies war natürlich äußerlich bedingt, sehr tragisch, aber nicht änderbar.

Inzwischen sind wir in einer gesellschaftlichen Situation, in der wir uns bewusst machen sollten, dass wir noch nie so reich waren wie heute; dass wir noch nie so viele konsumfähige Güter hervorgebracht haben wie heute. Da muss man sich die Frage stellen: „Warum leisten wir uns dann Kinderarmut, Altersarmut und all die prekären Situationen?“ Dies ist kein Problem der prekären Situation, auch kein Unterschichtenproblem, sondern ein Oberschichtenproblem. Es ist ein Problem von Ihnen und von mir und dass wir nicht in der Lage sind, die gesellschaftlichen

Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass das eingehalten wird, was in unserer Verfassung steht (und übrigens, wie ich kürzlich feststellte, auch als Paragraf 1 in unserem Sozialhilfegesetzbuch – man sollte es mal lesen!), nämlich dass alles, was wir tun, mindestens die Würde des Menschen zu sichern hat. Man muss sich wundern, warum die Sicherung der Würde nicht immer am Anfang steht. Diese Frage müsste sozusagen ein Refrain, das absolute K.O.-Kriterium sein: Wird dadurch die Würde des Menschen unterstützt oder wird sie bedrängt? Dies ist es auch, worauf die Menschen, die in unserer Gesellschaft Verantwortung übernommen haben, letzten Endes ihren Eid abgelegt haben.

Im Vordergrund der Idee des bedingungslosen Grundeinkommens – die kein Konzept, sondern nur eine Idee ist – muss die Sicherung der Würde des Menschen stehen. Dass man sie auch finanzieren und in der Gesellschaft konkret im Einzelfall verwirklichen muss, muss dann folgen. Es ist für jeden eingängig, dass man ohne eine Idee für ein Haus kein Haus bauen kann. Der *Geist* bewegt die Materie. Deswegen müssen wir die geistige Substanz mit einem Fundament versehen und ein Bewusstsein dafür eröffnen, was es heißt, ein bedingungsloses Grundeinkommen einführen zu wollen. Dazu muss man über das bedingungslose Einkommen erst einmal träumen können. Alles, was wir heute – bis in die äußeren, physischen Bereiche – als selbstverständlich erleben, hat einmal mit einem Traum davon angefangen. Auch ein Wasserhahn musste mal geträumt werden. Auch das Automobil und das Telefon mussten einmal geträumt werden, ebenso das Flugzeug. Und jene, die das damals geträumt haben, das waren die „Spinner“. Der Berliner Volksmund nannte das erste Berliner Telefonbuch das „Narrenbuch“. Heute würde sich niemand als Narr bezeichnen, nur weil er ein Telefon besitzt.

Dieses „Träumen“ unterscheidet übrigens den Menschen vom Tier. Der Mensch kann sich die Zukunft ausmalen. Er hat auch die Fähigkeit, die Zukunft zu antizipieren. Eben weil er denken kann. Und deshalb kann er die Welt auch verändern. Tiere können die Welt nicht verändern. Tiere sind absolut determiniert. Wenn Sie eine Tiergattung verstanden haben, wenn sie eine Giraffe verstanden haben, dann haben sie alle Gi-



raffen verstanden. Sie werden nie beobachten, dass ein Tier als Giraffe geboren wurde und als Löwe stirbt. Beim Menschen können sich schon dramatische Veränderungen und leider auch Verirrungen ergeben. Dies hat natürlich mit Freiheit zu tun. Freiheit ist auch die Möglichkeit zu irren. Und Freiheit ist auch die Möglichkeit, sich zu zerstören. Dies muss man zulassen.

Bedingungsloses Grundeinkommen heißt auch, dass man es auch der bösen Nachbarin gönnen muss, und nicht nur sich. Es ist eine tiefe, tiefe menschliche Frage dieser Kultur: Bin ich bereit, meinem Mitmenschen den Freiheitsraum *prinzipiell* zur Verfügung zu stellen, damit er seinen Intentionen so folgt, wie er dazu in der Lage ist? Bei dieser Frage spielt natürlich die Kultur eine ganz große Rolle. Jean-Jacques Rousseau sagte einmal: „Die Freiheit des Menschen liegt nicht darin, dass er tun kann, was er will, sondern dass

er nicht tun muss, was er nicht will.“ Salopp formuliert und verkürzt könnte man sagen: Freiheit ist die Fähigkeit, Nein zu sagen. Freiheit ist, nicht tun zu müssen, was man soll.

Ist es in unserer Gesellschaft nicht so, dass uns ständig Leute sagen wollen, wie wir uns zu verhalten haben? Das Verständnis von Freiheit muss nicht nur mit dem Kopf, also intellektuell, sondern mit den Sinnen und dem Herzen aufgenommen werden. Dies muss sich erst entwickeln. Eine solche Entwicklung findet aber nur dann statt, wenn in einer Gesellschaft genügend Menschen dies auch wollen. Es kommt also, wie der Vorredner Burkhard Bierhoff heute schon sagte, auf einen Katalysator an. Ein Katalysator ist eine Substanz, die Prozesse ermöglicht, am Leben erhält und auch abbricht – also steuert und reguliert. Die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens ist sozusagen ein „Sozial-Katalysator“, der in unsere Sozialität und in unser soziales Verständnis eingreift und uns sagt, dass wir etwas verändern müssen.

Wir müssen unsere Gewohnheit verändern, unter den Voraussetzungen des Bismarckschen Sozialstaates unsere Gesellschaft zu betrachten. Unsere Aufgabe ist es, uns klar zu werden, dass der Bismarcksche Sozialstaat zwar einmal eine geniale gesellschaftliche Innovation war, aber eben war. Einhundertdreißig Jahre sind eine lange Zeit und in dieser Zeit hat sich vieles grundle-

gend verändert. Damals war diese Innovation ausgesprochen wirksam und sogar vorbildhaft für die ganze Welt, doch man hat auch nicht gesagt, das können wir nur machen, wenn die ganze Welt den Bismarckschen Sozialstaat einführt – übrigens eine prima Methode, um etwas ad absurdum zu führen, wie dies auch einige Menschen in unserer Bewegung machen und damit kontraproduktiv werden, indem sie einfach das Begehren nach dem bedingungslosen Grundeinkommen derart übersteigern, dass es nicht mehr verwirklicht werden wird.

Auch die unselige Diskussion beim bedingungslosen Grundeinkommen, wie hoch es nun sein muss – heute haben wir im Vortrag von Stephan Krull gehört, dass jemand auf die Idee kommt zu sagen, 940 Euro müssten es sein, dann lasst uns doch gleich davon sprechen, es müssten 936,40 Euro sein, um dadurch eine Wissenschaftlichkeit vortäuschen zu wollen –, lenkt nur von dem ab, worauf es ankommt. Wenn Sie Dinge ablehnen wollen, dann müssen Sie auf das Unwesentliche aufmerksam machen, um von den wesentlichen Fragen abzulenken.

Ich freue mich, dass die Fromm-Gesellschaft sich mit diesen Fragen beschäftigt. Den Text von Erich Fromm aus dem Jahr 1966 hatten wir als einen der ersten auf unsere Website *www.Unternimm-die-Zukunft.de* eingestellt. Es ist eine Menschheitsidee, dass man, um tätig werden zu können, erst einmal leben können muss. Wenn wir etwas für andere leisten wollen, setzt dies voraus, dass wir leben. Es gibt zwar große Friedhöfe, aber mit diesen können wir für die Menschheitsentwicklung nichts anfangen. Die Menschen müssen leben können. Ich drücke dies gerne so aus, dass ich sage: Die Voraussetzung zur Teilnahme ist die Teilhabe. Wenn Sie zum Beispiel in einem Drogeriemarkt mitarbeiten wollen, dann können Sie dies erst, wenn wir Ihnen eine Teilhabe gewähren in Form eines vereinbarten Einkommens, und wenn dies geschehen ist, dann können Sie bei uns tätig werden.

An dieser Stelle wird auch ein Denkirrtum in unserer Gesellschaft deutlich, wenn wir meinen, wir würden für unsere Arbeit bezahlt. Es ist erstaunlich, dass so viele intelligente Menschen und auch intelligent wohlmeinende Menschen felsenfest auf dem Standpunkt stehen, dass Arbeit bezahlt werden müsse und dies auch so in



die nachfolgende Generation vermitteln.

Ich hatte ein schönes Erlebnis: Ich war eingeladen, Grundschulern – zehn Jahre alt, vierte Klasse – ein Märchen vorzulesen. Es war eine Aktion während der Adventszeit in Stuttgart. Ich las in einer Möhringer Grundschule in einer Klasse mit 35 Kindern und einem starken Migrationssanteil. Es war wunderbar vorbereitet, alles war dekoriert und für mich hatten sie einen Omasessel hingestellt. Ich wurde vorher gefragt, was für ein Märchen ich vorlesen wollte. Ich dachte mir, wegen der Finanzkrise wähle ich „Des Kaisers neue Kleider“ von Hans Christian Andersen. Die Lehrerin sagte nach der Lesung, die Schüler würden gerne noch ein paar Fragen stellen. Beim Vorlesen fiel mir schon auf, dass vor mir ein Zehnjähriger auf der Vorderkante seines Stuhles saß. Nach zwei, drei Fragen sagte er plötzlich: „Seit wann arbeitest Du eigentlich?“ Ich fragte daraufhin zurück: „Was ist denn Arbeit überhaupt?“ Da haben die Zehnjährigen gar nicht lange nachdenken müssen, sondern sofort gesagt: „Arbeit ist, was gut bezahlt wird.“ Dies fand ich interessant.

Jetzt frage ich Sie: „Woher haben sie das?“ Mit dieser Idee sind sie ganz sicher nicht auf die Welt gekommen. Darin sind wir uns, glaube ich, einig. Daran sehen wir, wie unsere Gesellschaft dazu neigt, den individuellen Antrieb, den der Einzelnen mit auf die Welt bringt, zu verschütten oder zu marginalisieren. Dies ist ein bisschen das Bild des Münchhausen, der sich mit den Haaren aus dem Sumpf zieht. Wie sagte Goethe: „Denn alle Kraft“, und dies kann man an den Jugendlichen beobachten, „dringt vorwärts in die Weite, zu leben und zu wirken hier und dort, dagegen engt und hemmt von jeder Seite der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort. In diesem innern Sturm und äußern Streite vernimmt der Geist ein schwer verstandnes Wort: Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet. (Die *Geheimnisse*, 185-192.) Dies ist ein bisschen dieses Münchhausenbild, dass man sich befreien muss und wieder seinen Ariadnefaden findet. Je mehr sich eine Gesellschaft so konstituiert, dass sie für jeden bei der Lebensaufgabe, die jeder von uns hat, möglichst förderliche Voraussetzungen und Rahmenbedingungen schafft, ist sie, würde ich sagen, eine gerechte Gesellschaft – weil sie mei-

nen Lebenszielsetzungen gerecht wird und sie ermöglicht.

Von daher ist völlig klar, dass die Einstellung der jungen Menschen – Arbeit ist, was gut bezahlt wird – natürlich ein Irrtum ist. Man sieht es im Wahlkampf auch an den Wahlplakaten, wobei es völlig gleich ist, von wem diese sind, denn Politiker denken alle gleich. Auf diesen heißt es: „Arbeit sichern!“ Dabei muss sich jemand doch etwas gedacht haben – sicherlich hat keiner von denen, die das Plakat formuliert, viel Geld investiert und viel Arbeit aufgewendet haben, um es überall aufzuhängen, sich gedacht, damit will ich einmal die anderen veralbern.

Meine Erfahrung mit Arbeit, und ich glaube, ich habe wirklich viel gearbeitet in meinen 65 Lebensjahren, ist aber, dass es nie darum ging, die Arbeit zu sichern, sondern immer darum, die Arbeit zu erledigen. Einverstanden? Ich kenne viele Menschen, aber vielleicht habe ich noch nie die kennen gelernt, die sagen: „Nee, nee, bei der Arbeit da musste gucken!“ Doch, einen Witz kenne ich, wo der Vater, ein Rechtsanwalt, zu seinem Sohn, der auch gerade Rechtsanwalt geworden ist, sagt: „Jetzt kann ich mal für zwei Monate in Urlaub gehen, das habe ich mir vorher noch nicht gegönnt.“ Der Sohn sagt: „Prima, dann helfe ich in der Kanzlei.“ Dann kommt der Vater wieder zurück und fragt: „Na, was hast Du gemacht?“ „Da guck, Papa, die ganzen Fälle hier, die habe ich alle erledigt.“ Darauf der Vater: „Bist Du denn wahnsinnig geworden, von denen wollte ich doch noch zehn Jahre leben!“

Immer dann, wenn wir zur Sache und zur Arbeit gehen, wollen wir sie schnell erledigen. Und weil wir sie schnell und gut erledigen wollen – und prinzipiell ist es so – wenden wir Geist auf Arbeit an. Geist auf Arbeit anwenden ist nichts anderes als zu rationalisieren. Wenn wir rationalisieren, kommen wir mit weniger Arbeit, mit weniger Lebenszeit (denn Arbeit ist immer Inanspruchnahme von Lebenszeit) aus und mit weniger Einsatz von natürlichen Ressourcen. Die beiden Dinge kommen im Arbeitsprozess zusammen: Wir arbeiten an der Natur und wenden den Geist auf die Arbeit an. Das Ergebnis ist Rationalisierung und Produktivität. An der Eliteuniversität in Karlsruhe, an der ich seit sechs Jahren tätig bin – es ist die älteste Technische Hoch-



schule, gegründet 1825 –, machen die Menschen nichts anderes als den Geist auf Arbeit anzuwenden, um dadurch menschliche Lebenszeit und natürliche Ressourcen einzusparen. Das ist die Idee einer Technischen Hochschule. Dass dies in unserer Gesellschaft auch gut gelungen ist, kann man daran erkennen, dass wir heute mit viel weniger Aufwand von menschlicher Lebenszeit und mit viel, viel weniger Inanspruchnahme von Ressourcen die entsprechend äquivalente Menge von Gütern und Dienstleistungen hervorbringen.

Die Frage ist immer, ob wir dies in einer Weise machen, dass die eigentliche Lebenszielsetzung, die uns einmal als ein Verdikt auferlegt wurde – Sie erinnern sich an den Sündenfall: Du sollst im Schweiß Deines Angesichtes arbeiten –, dass wir diese auflösen. Man könnte auch sagen, die Wirtschaft und die Gesellschaft haben die Aufgabe (im Blick auf die materielle Not), mit Gütern und Dienstleistungen paradiesische Zustände herzustellen. Es ist noch gar nicht lange her, dass wir in unserer Gesellschaft allgegenwärtigen Mangel hatten. Bei Mitbürgern aus den neuen Bundesländern ist es noch gar nicht so lange her. Bei Menschen aus den alten Bundesländern ist es 40, 50 Jahre her.

Stellen Sie sich vor, die Jugendlichen würden heute ein Telefon kaufen, was sie gerne machen, und darauf stünde: „Fasse Dich kurz...!“ (wie es früher auf den öffentlichen Telefonzellen stand). Dies ist nicht nur ein Bonmot, sondern ein Ausdruck der Situation, die damals herrschte: Es war alles knapp und überall gab es Lieferzeiten. Für einen einfachen VW-Käfer, der nun wirklich keine technische Sonderleistung ist, hatten Sie eine Lieferzeit von 12 Monaten, 15 Monaten. Undenkbar heute. Mercedes S-Klasse, 1970, 1974 noch zweieinhalb Jahre Lieferzeit. Da konnten Sie mit Ihrem Kaufvertrag einen Handel anfangen. Dies ist alles vorbei. Alles, was wir heute hervorbringen, ist unmittelbar verfügbar. Erinnern Sie sich an das Jahr 1990, als der Beitritt der neuen Bundesländer zur Bundesrepublik stattgefunden hat, auf den sich niemand vorbereiten konnte? Die westdeutsche Wirtschaft hat damals sozusagen aus dem Kaltstart heraus und ohne Planung, von heute auf morgen zusätzlich 17 Millionen Menschen versorgt, ohne dass es in den alten Bundesländern zu Knappheit kam. Dies ist eine ganz neue Situati-

on. Die Fähigkeit, Überfluss zu produzieren, wäre 25, 30 Jahre früher überhaupt nicht möglich und denkbar gewesen – 17 Millionen Menschen aus dem Handgelenk.

Das ist die Folge der Anwendung von Geist auf Arbeit. Der Geist kann alles, wenn er will und wenn er sich anstrengt. Dies ist ein ganz neues Phänomen, und die Gesellschaft ist noch gar nicht in der Lage, damit umzugehen, weil sich die äußeren, die physischen Verhältnisse schneller ändern als unsere Fähigkeit, diese mit Bewusstsein zu durchdringen. Stress, Angst, Verunsicherung treten immer dann auf, wenn zwischen der Veränderungsgeschwindigkeit der äußeren Umgebung, also der Rahmenbedingungen, und dem Bewusstsein, mit dem man diese Veränderungen durchdringt, eine Lücke entsteht – diese Lücke zwischen meiner Fähigkeit, die veränderten Verhältnisse zu durchdringen, sie mir bewusst zu machen, und der faktischen Veränderung der Welt, erzeugt Stress.

In den vergangenen Jahrzehnten seit der Einführung des Bismarckschen Sozialstaates im vergangenen Jahrhundert hat sich dramatisch viel verändert. Ich gebe Ihnen ein kleines Beispiel. Wenn ich jetzt zu Ihnen sagen würde: „Ziehen Sie bitte alles aus, was nicht in Deutschland hergestellt wurde!“, dann hätten wir eine FKK-Veranstaltung. Wenn ich Ihnen das Gleiche vor dreißig Jahren oder vor 40 Jahren gesagt hätte, dann wäre nichts passiert. Dies soll nur verdeutlichen, wie dramatisch schnell die Verhältnisse sich in Deutschland verändert haben. Dadurch, dass wir uns dies nicht genug bewusst machen, hängen wir mit unseren Methoden, die Gesellschaft zu strukturieren und Rahmenbedingungen zu schaffen, so dramatisch hinterher. Nehmen Sie zum Beispiel die Steuerfrage, die an sich die einfachste Frage ist, die es aber am schwersten hat, gegen Ideologien, Vorstellungen, liebgewordene Dinge anzukämpfen.

Früher haben die Menschen auf dem ihnen zur Verfügung stehenden Land, auf ihrem Grund und Boden zusammen mit ihren Familien gegen die Unbillen der Natur versucht, das dem Boden zu entlocken, was sie zum Überleben brauchten. Sie waren klassische Selbstversorger. Der Selbstversorger sät und erntet, um sich mit der Ernte selbst zu versorgen. Dass sich Menschen selbst versorgt haben, ist noch gar nicht so langer her:



Vor 130 Jahren lebten noch 60 Prozent der Bevölkerung im Deutschen Reich von der Landwirtschaft. Von der Landwirtschaft leben, heißt, sich selbst zu versorgen und die Überschüsse auf den Markt zu bringen. Heute sind es weniger als zwei Prozent. Auch wenn Sie heute in der Landwirtschaft leben und nicht gerade einen Biobauernhof haben, dann müssen Sie, wenn Sie ein Ei essen wollen, zu Edeka gehen.

Die Selbstversorgung gibt es praktisch nicht mehr. Jeder von Ihnen ist nicht im Entferntesten in der Lage, sich selbst zu versorgen. Wir sind plötzlich darauf angewiesen, dass andere uns versorgen. Als die Menschen sich noch selbst versorgten und von der Ernte, die sie sich erarbeitet hatten – mit Gottes Hilfe, deswegen der Erntedank – lebten, kam dann die Gemeinschaft und sagte: „Hör’ mal zu, ein Zehnt musst Du für die Gemeinschaft abgeben.“ Von dem, was sowieso schon zu wenig war, musste man noch ein Zehnt abgeben. Das war natürlich besonders schmerzlich, weil man in einer Person Produzent und Konsument war.

Es gab eine völlige Übereinstimmung: Ich bin Produzent, sozusagen im eigenen Auftrag, weil ich gleichzeitig der Konsument bin. Dies hat sich dramatisch verändert. Jetzt leben wir in einer Gesellschaft von Fremdversorgern und Fremdversorgten. Das ist unsere Lebensrealität. Ob Ihnen dies gefällt oder nicht, ist gar nicht die Fragestellung. Es ist die Macht des Faktischen. In der Lebensrealität der Fremdversorgung gibt es eine Trennung zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten. Dies ist Weltwirtschaft, Globalisierung. Sie wissen gar nicht, woher Ihre Kleider herkommen, die Sie anhaben. Und Sie kennen die Leute überhaupt nicht, die sie hergestellt haben, wie auch die Leute, die sie hergestellt haben, Sie nicht kennen. Wenn man früher in der Selbstversorgungssituation im Winter Kleider gestrickt, gehäkelt oder gewebt hat, dann hat man erstens gewusst, wer dies gemacht hat, und, zweitens, für wen die Kleider bestimmt waren. Inzwischen kam es an dieser Stelle zu einer Entfremdung.

Wenn sich etwas in der Arbeit teilt, noch dazu weltwirtschaftlich-global, dann muss man es bewusstseinsmäßig wieder zusammenführen, sonst verliert man es aus den Augen. Sonst trinkt man tatsächlich eine Tasse Kaffee und vergisst

dabei den Kaffeebauer in Ecuador. Auch macht man sich überhaupt nicht klar, dass das, was wir hier konsumieren, ein weltumspannender, hocharbeitsteiliger, komplexer Wertschöpfungsprozess ist. Es ist in erster Linie eine Bewusstseinsfrage, ob wir das, was tatsächlich passiert, überhaupt in unser Blickfeld und in unsere Vorstellungswelt bekommen. Erst wenn uns dies gelingt, können wir die Regel für unser Verhalten danach ausrichten und selbst regeln, wie wir damit umgehen.

Unser Kulturimpuls kann sich nicht auf die Fragen beschränken, wie hoch ein Grundkommen sein muss und wie es finanzierbar ist, sondern wir müssen fragen: Aus welchem Gesamtzusammenhang ist es überhaupt anthropologisch ableitbar, dass man heute gar nicht anders leben und an der Gesellschaft teilnehmen kann, solange man nicht die Teilhabe über ein Grundeinkommen hat? Was das Grundeinkommen heute ist, war früher die Verfügung über Grund und Boden. Es gibt heute auch noch Versuche – wie etwa in Brasilien –, bei denen der Armut mit Hilfe einer großen Landreform entgegengewirkt werden soll. Das hat dazu geführt, dass die Leute sofort ihr Land verkauft haben. Denn wenn Sie in der heutigen Gesellschaft leben wollen, brauchen Sie kein Stück Land, sondern ein Einkommen. Deshalb ist das Grundeinkommen vergleichbar mit der Verfügung über Grund und Boden.

Sie werden mir sicher sofort zustimmen, wenn ich sage, die Arbeitslosenproblematik können Sie nicht dadurch lösen, dass Sie jedem drei Hektar Land geben. Im Römischen Reich hat man auf diese Weise die Altersversorgung geregelt. Wenn der römische Soldat, Offizier oder Beamte altersbedingt ausgeschieden ist, hat er ein Stück Land bekommen, damit er auf diesem Stück Land seinen Lebensabend mit seiner Familie verbringen konnte. Da Italien nicht nur schmal, sondern auch klein ist, hat man ihnen Land in Germanien, Südfrankreich usw. gegeben, weshalb dort viele römische Siedlungen entstanden sind, die ihren Ursprung in der Altersversorgung des Römischen Weltreiches verdanken.

Jetzt machen wir einmal einen Sprung zum Bismarckschen Sozialstaat. Dieser fußte auf zwei Rahmenbedingungen: Erstens, dass man eine stabile, kontinuierliche Berufsbiografie hat; zwei-



tens, dass die Lebenserwartung irgendwo zwischen 45 und 55 Jahren liegt. Beides hat sich dramatisch verändert. Die Lebenserwartung sowieso, wobei ich bemerken möchte, dass die Menschen heute nicht länger leben; vielmehr sterben viele Menschen nur länger. Aber dies ist ein anderes Problem, das man vor allem mit den Jugendlichen besprechen muss. Ich versuche immer meinen Studenten klarzumachen, dass die Frage, ob sie länger leben oder länger sterben, sich an der Art und Weise entscheidet, wie sie heute leben. Wie viele Medikamente sie nehmen werden, wenn sie einmal siebzig sind, dafür werden die Grundlagen heute gelegt.

Das andere ist, dass stabile, kontinuierliche Berufsbiografien nicht mehr die Regel sind, sondern die Ausnahme. Dies wird von Jahr zu Jahr stärker, so dass diese Rahmenbedingung des Bismarckschen Sozialstaates obsolet ist – endgültig obsolet; entweder wir merken es früher oder später. Tatsache ist: Die Zukunft wird geprägt sein von brüchigen, instabilen Berufsbiografien, in denen wir viel mehr projektbezogen zusammenarbeiten, häufiger etwas Neues lernen müssen, so dass es Pausen in der Erwerbsfähigkeit gibt, und in denen wir ständig wechselnde Arbeitssituationen haben. Die Frage ist, wie sich Menschen unter diesen Umständen so absichern können, dass die Würde des Menschen erhalten bleibt. Und zur Würde des Menschen gehört, dass er keine Zukunftsangst hat. Die Menschen merken es an ihrem Arbeitsplatz, wie ihnen durch die mannigfaltigen Entwicklungen die Arbeit ausgeht.

Es ist entscheidend, dass die Gesellschaft Initiative weckende Rahmenbedingungen zur Verfügung stellt, so dass ein Sog entsteht und die Menschen sagen: Jawohl, hier bin ich Mensch, hier steige ich ein und bringe meine Talente zur Wirkung, hier mach ich mit – dann hat eine Gesellschaft Zukunft. Aber dies nicht durch Druck und Angst. Mit Druck und Angst entfacht man keine Kreativität, sondern vernichtet sie. Der Mensch braucht, um sich entwickeln zu können, Thermik. Thermik entsteht nur, wenn man den Menschen die Zukunftsangst nimmt. Diese lässt sich nehmen, wenn Sie sicherstellen, dass er über sein Einkommen verfügen kann – von der Wiege bis zur Bahre.

Zu Zeiten der Selbstversorgung haben sich

die Menschen gegenseitig dadurch bedroht – und der Dreißigjährige Krieg spricht Bände –, dass man ihre Ernte vernichtet und die Leute von ihrem Grundstück vertrieben hat. Die Griechen haben erst mal die Ölbäume abgehackt, wenn sie ihre Nachbarn überfallen haben, um die Lebensgrundlagen zu zerstören. Wenn man heute einen alten Menschen unter Druck setzen will, dann sagt man ihm: „Hören Sie mal zu, Ihr Arbeitsplatz ist gefährdet, die Renten sind nicht sicher ...“ Dies ist eine Methode, die anderen unter Druck zu setzen. Wenn man sich andere gefügig machen will, muss man sie unter Druck setzen. Auch dieses Phänomen kann man bei anderen leichter beobachten als bei sich selbst. Nur – es hat mit der Würde des Menschen nichts zu tun.

Ohne Grundeinkommen werden wir unser gesellschaftliches Ziel „Freiheit“ nicht realisieren können und für den Einzelnen praktikierbar machen. Für das gesellschaftliche Ziel „Gleichheit“ gilt dies genauso. Wir reden vom Arbeitsmarkt, aber in Wirklichkeit haben wir gar keinen Arbeitsmarkt und keine Vertragsfreiheit. Es ist interessant, dass ausgebildete Betriebs- und Volkswirtschaftler bis in die höchsten Kategorien hinein – auch Mitglieder des Sachverständigenrates – wirklich meinen, es gäbe einen Arbeitsmarkt. Jeder Volkswirt weiß, ein Markt kann nur ein Markt sein, wenn die Beteiligten was tun oder lassen können. Wenn Sie in dieser Gesellschaft tätig werden wollen, dann müssen Sie sich am „Arbeitsmarkt“, der gar keiner ist, beteiligen. So können wir nicht leben, denn wir brauchen zunächst das Einkommen, um tätig werden zu können.

Unser tiefgreifendes Problem ist der gesellschaftliche Denkirrtum, der die Arbeit und das Einkommen verkoppelt. Deshalb muss die gesellschaftliche Zielsetzung die Entkoppelung von Arbeit und Einkommen sein, wie es auch in Wirklichkeit so ist. Wenn Sie durch die gesamte Berufslandschaft gehen, werden Sie sehen, bei wie vielen Menschen Arbeit und Einkommen entkoppelt sind. Wenn ich etwa dort hinten Herrn Blaschke sehe, der beim Deutschen Bundestag angestellt ist, dann verkörpert er eine typische Entkoppelung von Arbeit und Einkommen. Er hat Anspruch auf ein Einkommen, aber was er dafür macht, welche Erfolge er mit seiner



Arbeit hat und was für eine Leistung er erzielt – danach wird er gar nicht gefragt. Nehmen Sie die ganze Schar der Richter und Staatsanwälte – ein typischer Fall von Entkoppelung von Arbeit und Einkommen. Nehmen Sie die Schar der Universitätsprofessoren oder der vielen Beamten und Lehrer: Wie wollen Sie etwa bei den Lehrern Arbeit und Einkommen verkoppeln? Dass dies nicht geht, wird überhaupt nicht wahrgenommen; stattdessen reden sie von: „Leistung muss sich wieder lohnen!“ Wann hat ein Richter seine Leistung erreicht? Etwa gemessen an der Menge der Gefängnisjahre bei seinen Urteilen? Es ist schon interessant, wie solche Falschheiten mit hoher Überzeugung und hohem Engagement verbreitet werden.

„Arbeit muss sich wieder lohnen“ – ja für wen denn? Doch nicht für mich, sondern immer nur für jemand anderen. Wir arbeiten doch nie für uns selbst. Für den Landwirt auf seiner Scholle, für den muss sich Arbeit lohnen. Wenn dabei keine Ernte herauskommt, dann hat er mit Zitronen gehandelt. Aber wir, die wir für ganz andere Menschen arbeiten, die weit entfernt sind, für uns muss Arbeit sich für den anderen lohnen, aber nicht für einen selbst. Solche Denkirrtümer gilt es aufzuklären.

Vorhin waren wir beim Zehnten. Mit ihm hat der Einzelne natürlich eine Reduktion seiner Ernte gehabt. Wenn wir heute unser Steuersystem anschauen, dann gibt es einen riesigen Denkfehler. Wir meinen immer noch: Wer die Steuern zahlt, der trägt sie auch. Bei den Bauern war dies so. Wer den Zehnten bezahlt, hat dann nur noch 90 Prozent. Wenn Sie heute Steuern zahlen, tragen sie diese nicht. Wenn Sie es bei sich selbst überprüfen: Sie zahlen die Steuern, Sie tragen sie erst, wenn Sie konsumieren.

Als ich 29 Jahre alt war, hat mich meine Frau immer gefragt, was ich verdiene. Dabei ist mir schnell klar geworden, dass sie eigentlich nur wissen wollte, was ich netto verdiene. Ich war damals Angestellter. Und auch Sie fragen sich im Pragmatismus eines Haushaltes, was kommt in die Kasse – also was habe ich netto für ein Einkommen. Alle denken, rechnen und kalkulieren netto, ob es um das Einkommen geht, um eine Investition, ob es um eine Vermögensanlage geht. Auch hier zählt, was man für eine Nettoverzinsung, eine Nettorendite, ein Nettoein-

kommen hat. Das Andere ist schon immer einkalkuliert worden. Auch als Unternehmer ist mir schnell klar geworden: Wenn das Unternehmen wachsen soll, braucht es dazu Eigenkapital, Gewinnthesaurierung – aber immer den Nettogewinn, nicht den Bruttogewinn. Wenn Sie sich das einfach einmal hypothetisch aneignen: Unternehmen zahlen zwar Steuern, aber tragen keine Steuern. Angestellte zahlen zwar – formal – Steuern, aber sie tragen sie nicht. Getragen werden sie erst in dem Moment, in dem sie konsumieren.

Alle Preise bestehen sozusagen aus der persönlichen Einkommensbildung und aus der gemeinschaftlichen Einkommensbildung, also den Steuern, Gebühren, Beiträgen usw. Ansonsten kommt nichts hinzu beim Preis. Der Preis besteht immer aus natürlichen Ressourcen, die wir der Natur entnehmen (der liebe Gott schickt keine Rechnung) und aus dem Geist, den wir auf die Arbeit anwenden. Daraus entsteht dann ein konsumfähiges Produkt. Aus der Kaffeebohne plus dem Know-how, wie man Kaffee transportiert, röstet, veredelt usw., dann Kaffeemaschine, Espresso und so weiter – dann zahlen Sie um 1,70 Euro. Wenn Sie nun diese 1,70 Euro auflösen, dann kommt da nur Einkommen heraus, und zwar entweder gemeinschaftliches Einkommen oder persönliches.

Aus dem gemeinschaftlichen Einkommen werden schließlich auch wieder persönliche Einkommen: Mit den Steuern wird das Einkommen von Herrn Blaschke ermöglicht und damit die Arbeit für den Deutschen Bundestag, wenn er für die gewählte Abgeordnete und also für die Gemeinschaft tätig ist. Was er dabei macht, ist eine andere Frage. Was wir also an Steuern tragen, wird erst dort deutlich, wo konsumiert wird. Es ist eben nicht so, dass die, die Steuern zahlen, die Gesellschaft tragen. Jeder in unserer Gesellschaft trägt Steuern, auch der Hartz-IV-Empfänger. Sobald jemand konsumiert, trägt er Steuern. Je mehr Sie konsumieren, desto mehr Steuern tragen Sie. Deshalb kann eben nicht daherschwadroniert werden, dass wir, die Steuerzahler, die Gesellschaft trügen. Wir stehen nicht, wie gesagt wird, auf eigenen Füßen, sondern immer auf den Schultern der Gemeinschaft.

Ich habe einmal einem Chefredakteur einer Wirtschaftsredaktion einer großen deutschen Zei-



tung sehr in Verlegenheit gebracht, als der sagte: Ich als Steuerzahler stehe auf meinen eigenen Füßen, und ich ihm entgegenhielt: Sie bekommen viel mehr Transferleistungen als jeder Hartz-IV-Empfänger. Auch Sie alle bekommen viel mehr Transferleistungen als Hartz-IV-Empfänger: Wenn Sie ins Theater gehen, in die Münchner Oper, wenn Ihre Kinder studieren, wenn Sie mit dem Airbus-Flieger fliegen, wenn Sie die vielen Infrastrukturen wahrnehmen, die ein Hartz-IV-Empfänger auf Grund seines kleinen Einkommens gar nicht in Anspruch nehmen kann.

Jeder von uns nimmt mehr Transferleistungen in Anspruch als jemand, der ganz bescheiden an der Existenzgrenze leben muss. Es muss uns klar werden, dass wir immer auf den Schultern der Gemeinschaft leben, und wir leben immer aus dem Kulturstrom heraus, aus dem wir hervorgingen. Darum ist es so wichtig, dass wir den Ansatz in der Kultur suchen müssen. Darum können wir auch für die Vorarbeit von Erich Fromm dankbar sein, die dazu führt, dass Sie sich mit seinen Zielsetzungen ein Stück weit identifizieren und hier zu diesem Thema zusammekommen. Die Erneuerung der Gesellschaft kommt immer aus der Kultur. Wir sprechen zwar immer von der Produktion und diese ist auch wichtig. Aber die Voraussetzung für die Produktion ist die Reproduktion. Dies müssen wir ins gesellschaftliche Bewusstsein bringen. Dafür sind wir angetreten, sonst würden Sie sich hier nicht versammeln, und dafür möchte ich mich bedanken.

* * *

Das bedingungslose Grundeinkommen nach Götz W. Werner

Ausgangslage

Die Produktivitätssteigerungen seit Beginn der industriellen Revolution haben sich im 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts wesentlich vergrößert. Das hat zu leistungsfähigeren Volkswirtschaften und zu einem höheren Lebensstandard ihrer Bevölkerungen geführt. Die Produktivität, die in Gesellschaften materieller Unterversor-

gung den Effekt zunehmenden Wohlstands hat, führt in Volkswirtschaften mit gesättigten Märkten zu struktureller Arbeitslosigkeit und zu einer 'Befreiung des Menschen von der Arbeit'.

Zwar ist dies das Ergebnis derselben Optimierungen, die zu einer immer besseren Versorgung der Menschen mit Gütern und Dienstleistungen bei immer geringer werdender Arbeitsbelastung geführt haben und führen, jedoch haben Gesellschaften mit gesättigten Volkswirtschaften noch nicht gelernt, damit umzugehen und beklagen deshalb die zunehmende Arbeitslosigkeit. Sie erkennen die darin liegenden Chancen nicht.

Was ist das bedingungslose Grundeinkommen?

Das bedingungslose Grundeinkommen bezeichnet eine gesellschaftspolitische und wirtschaftspolitische Idee, nach der jeder Bürger einen gesetzlichen Anspruch auf eine bedingungslose monetäre Grundversorgung durch das im Staat verfasste Gemeinwesen haben soll.

Warum brauchen wir das bedingungslose Grundeinkommen?

Wir steigern die Produktivität in höherem Maße als unsere Nachfrage größer wird. Durch technischen Fortschritt sind wir heute in der Lage, alle benötigten Güter und Dienstleistungen zu erstellen, ohne dabei auf die Arbeitskraft aller „arbeitsfähigen“ Bürger in unserem Land zurückgreifen zu müssen.

Das bedingungslose Grundeinkommen eröffnet jedem die Freiheit, die Arbeit zu verrichten, die ihm wirklich entspricht.

Ist es nicht zynisch, Menschen einfach nur „mit Geld nach Hause zu schicken“?

Wer Sinn und Erfüllung in seiner Arbeit findet, wird genauso arbeiten wie zuvor. Zynisch ist es hingegen, Menschen zu unterstellen, sie wüssten jenseits der Arbeit nichts mit sich und ihrer Zeit anzufangen.

Ist das bedingungslose Grundeinkommen ein zusätzliches Einkommen? Nein. Das Erwerbseinkommen kann um den Betrag des Grundeinkommens gesenkt werden. Für den einzelnen Bürger ist es ein Sockelbetrag. Es wird also grundsätzlich an jeden gezahlt, ohne Ansehen sonstiger Einkünfte und Tätigkeiten. Der Mensch und seine Arbeitskraft haben also keinen Waren-



charakter mehr.

Ist ein Grundeinkommen finanzierbar?

Allerdings! Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass wir erstens ja auch schon heute alle Menschen in unserem Land ernähren und zudem ein großer Überfluss an landwirtschaftlichen und industriellen Erzeugnissen besteht. Zweitens fließen alle zur Zahlung eines bedingungslosen Grundeinkommens erforderlichen Geldströme schon heute. „Alles, was sich güterwirtschaftlich erstellen lässt, das lässt sich auch finanzieren, wenn wir es wirklich wollen“ (Oswald von Nell-Breuning).

Was ist mit den Arbeiten, die niemand tun will, die aber für unsere Gesellschaft wichtig sind?

Sie müssten besser bezahlt werden, wodurch der Anreiz zu ihrer Rationalisierung steigen würde. Wenn es uns bisher gelungen ist, Tätigkeiten, für die der Einsatz menschlicher Arbeitskraft zu 'teuer' geworden ist, durch Maschinen und verbesserte Methoden zu ersetzen – warum soll uns das nicht auch in Zukunft gelingen? Wir müssen Ersatz für Tätigkeiten finden, in denen Menschen keinen 'Sinn' in ihrer selbstbestimmten Lebensgestaltung mehr sehen. Die materiellen Voraussetzungen für Sozial- und Kulturarbeit haben wir geschaffen.

Welche Auswirkungen hat ein in dieser Weise wirkendes Grundeinkommen für die Wirtschaft?

Deutschland würde durch die damit mögliche Umstrukturierung des Steuerwesens eine 'Steuer- und Investitionsoase' werden. Niedrige Lohnstückkosten würden den Standort Deutschland attraktiv machen. Zudem würden Reglementierungen wie Tarifrecht und Kündigungsschutz weitgehend überflüssig und somit ein flexibler Arbeitseinsatz auf der Basis von Individualvereinbarungen möglich.

Vgl. auch:

http://de.wikipedia.org/wiki/Bedingungsloses_Grundeinkommen“ sowie

<http://www.unternimm-die-zukunft.de> sowie das Buch

Götz W. Werner, *Einkommen für alle. Der dm-chef über die Machbarkeit des bedingungslosen Grundeinkommens*, Verlag Kiepenheuer und Witsch, Köln 2007; geb.

Ausgabe: ISBN: 978-3-462-03775-3, 224 Seiten, Euro (D) 16,90 sFr 30,00 Euro (a) 17,40;

Taschenbuchausgabe 2008 bei Bastei Lübbe, ISBN 978-3-404-60607-8, 239 Seiten, 8,99 Euro (D), 9,30 Euro (a), 16,50 sFR (uVP)

Copyright © 2010 by Professor Götz W. Werner, Universität Karlsruhe (TH)
Interfakultatives Institut für Entrepreneurship,
Engesserstraße Geb. 30.34, D-76131 Karlsruhe